

Elektrozirkus

Das Pop-Duo **Trike** tourt quer durch Europa – ohne einen Cent in der Tasche. Jeden Abend stellen sich wichtige Fragen: Beahlt uns jemand, wo schlafen wir – und wie kommen wir bloß nach Bubendorf?

Diese Geschichte beginnt in einem verbeulten Fiat Punto im ostdeutschen Niemandsland zwischen Hamburg und Berlin. Die Rapsfelder entlang der A24 leuchten, der Sommer kommt. Nach über drei Monaten auf europäischen Autobahnen riecht es in dem kleinen Wagen nach Hund – besonders, wenn es draußen regnet. Dann zieht die Lüftung die Schwüle in das kleine Auto, das bis zum Dach mit Instrumenten, Schlafsäcken und Müll vollgepackt ist.

Auf der Rückbank schiebt sich Stephen Taylor mit dünnen Fingern walnussgroße Portionen sonnenwarmer Schokocreme in den Mund. Stephen ist der Kopf des Elektropop-Duos Trike aus Vancouver, der Punto ihr improvisierter Bandbus. Neben ihm fertigt Xania Keane, 25, mit Hilfe von Bastelschere, Lumpen und Teppichfetzen CD-Cover und Band-Shirts: »Das ist unser Ding: alles in Handarbeit.« Xania ist der weibliche Part des Duos, eine Art Kreativdirektorin mit Vorliebe für alles Bunte.

Bereits zum zweiten Mal tourt Trike durch Europa – kreuz und quer durch Klein- und Kleinstclubs. In der *Gong Show*, einer Castingshow für Kleinkünstler, hatten sie 20.000 kanadische Dollar gewonnen und damit ihren Traum von einer Europa-Tournee wahrgemacht. Aus den geplanten 15 Auftritten sind 150 Shows in 15 Ländern geworden – ohne Label, ohne Agenten, ohne Booker, dafür mit Hilfe von Webseiten wie *My-space*, *Facebook* oder *Couchsurfing*.

Wenn sie nicht im Punto unterwegs sind, reisen die beiden per Anhalter, mit Bus und Bahn. Immer mit dabei: Instrumente, Bühnen-Outfits,

Verstärker und Merchandising. Die vielen Kilos auf dem Rücken haben das Duo zermürbt. Zudem ist Stephen angeschlagen: Ein kleiner Unfall in Weinlaune sorgt seit Wochen für große Rückenschmerzen.



Miese Stimmung an der Akropolis: für ein Konzert per Autostopp quer durch Europa – am Ende kommen zwei Zuschauer.

Die zweite Tour ist bislang ein einziges Desaster: »In Griechenland waren wir völlig abgebrannt«, erzählt der großgewachsene Kanadier. Xania hatte zwei Auftritte über *My-space* organisiert, sie waren über Osteuropa bis nach Athen gereist. Am Ende kamen zwei Zuschauer. Schlimmer war jedoch: Langfinger bedienten sich am Equipment – und ohne Computer keine Tour-Kommunikation.

Aber gerade das ist wichtig: Mit ihrem hohen Tourpensum und der engagierten Nutzung von Social Media halten Trike digitale und analoge Vermarktung in der Waage – ein Konzept, das aufgeht, weil sich die Bereiche gegenseitig beleben. »Ich wüsste nicht, wie wir vor zehn Jahren eine solche Tour hätten ma-

chen können«, sagt Stephen. Internet, MP3 und Social Media haben unbekannte Bands wie Trike von den Zwängen der Plattenindustrie befreit: Ein Karrierestart ist heute auch ohne Label möglich.

Doch Stephen stiert düster vor sich hin, ein hageres Gespenst mit tiefen Augenringen. »In Budapest haben sie mich dann eingebuchtet – ein lokaler Veranstalter hatte uns betrogen, wir mussten im Auto pennen. Um fünf Uhr früh bin ich ausgerastet.« Mit einem Stein schlug er einen Briefkasten zu Brei; Zivilpolizisten eskortierten den Wüterich zur Wache. Immerhin: »Der Schlaf im Knast war der erholsamste seit Wochen«.

Zeiten wie diese haben den 36-Jährigen ausgezehrt; er ist launisch und quengelig. Unter dem engen Hemd stechen die Hüftknochen hervor. Stundenlang schottet er sich mit Kopfhörern von seiner Partnerin ab und bastelt an neuen Beats, den Laptop auf dem Schoß. Die beiden verbindet mehr als eine Band-

freundschaft: auf die Frage nach der Art ihrer Beziehung schaut sie ihn vorsichtig an – und beide schweigen vielsagend.

Abends im Kreuzberger Club Madame Claude kommt es zur Verwandlung: Trike schockt das zurückhaltende Berliner Publikum mit einer Überdosis Entertainment. Der Stephen, der in Glitzerweste auf der Bühne steht, ist ein anderer Mensch als noch Minuten zuvor. Gepeitscht vom Beat entfahnen seinem Körper schlaksige Tanzmoves. Xania trägt Karoweste, Schlips und bunte Ringelsocken; sie macht Steptanz, wirft ihre Beine in die Luft – und offenbart löchrige Sohlen. Im fensterlosen, feuchten, schwarz gestrichenen Kellerraum des ehemaligen Puff-Lokals starten die beiden ihre musikalische Zwei-Personen-Revue: eine Mischung aus Performancekunst und Anarchie, Achtziger-Jahre-Synthie-Pop und Elektro.

Hier wird getanzt und gesteppt, geschrien und gerappt; die Texte behandeln die Banalität der Existenz und das Intermezzo der Triebe. Immer humorvoll und an der Grenze zur Peinlichkeit. Doch für Scham bleibt keine Zeit: Zuerst spielt Xania auf einer quietschgelben Plastiktröte, dann auf einer Geige, schließlich schnappt sie sich eine Metal-Gitarre im Miniaturformat. Hallo Berlin: Am Ende ist selbst das Hauptstadtpublikum auf den Beinen. Jeder, der den Raum verlässt, tut dies mit einem Lächeln.

Am nächsten Tag sieht der Reiseplan einen Abstecher in die Schweiz vor. Doch was heißt hier Abstecher? Bubendorf liegt fast 900 Kilometer entfernt, und ein paar Tage später stehen Termine in Holland auf dem

Programm. Wie es zu der Routenplanung kam, weiß keiner mehr so genau. Und während die Musiker spätnachts ihr Gepäck in den Punto verladen, wird entschieden: Die 5000-Einwohner-Stadt muss ohne Trike auskommen – Trike bleibt in Berlin, obwohl die Schlafplatzfrage wie üblich ungeklärt ist.

Das Duo gleicht einem Mini-Zirkus auf Endlostournee: Sie sind gezwungen, fast jeden Tag zu spielen. Tagsüber auf der Straße, abends im Club – doch Gagen und Clubs sind klein; meist bleibt nur Kleingeld in der Tasche. Und so muss der Zirkus nach einigen Tagen weiterziehen, immer weiter, von Stadt zu Stadt.

Etliche Wochen später – mitten im Sommer – ist Trike zurück in Hamburg. Im Deutschen Schauspielhaus geben sie ein Konzert auf großer Bühne. Stephen ist inspiriert: Spontan zitiert er Shakespeare, tänzelt durchs verwirrt glotzende Publikum. Doch der Kunsthochschul-Absolvent ist nun zu allem entschlossen: Er wütet, hämmert auf die Tasten seiner Keyboards, bis diese umfallen und ihn begraben. Stephen spielt weiter – im Liegen.

Kurz darauf ist das irritierte Publikum dran: Da sich Trike als Sprachrohr der internationalen Aerobic-Szene versteht, enden viele Auftritte mit einem gemeinsamen Jogging-Ausflug. »Let's Jog« ist der Hit unter den Trike-Kompositionen. Nach zwei Dritteln des Stücks legt Stephen ein Schweißband an und trabt zum Ausgang – die Hälfte des Publikums folgt auf dem Fuß.

Es geht hinaus ins Bahnhofsviertel, um den ganzen Hauptbahnhof herum und Bahnsteige entlang. Eine johlende, Leuchtstäbe

Die Welt zu Gast bei Fremden

Im Urlaub einfach mal bei fremden Menschen schlafen: Das Prinzip Couchsurfing macht's möglich.



Kann ich die Nacht bei dir verbringen?« Das ist keine billige Anmache. Wer diese Frage auf einer Couchsurfing-Website stellt, will nur eines: unterwegs eine kostenlose Unterkunft auf dem Sofa oder dem Gästebett anderer Community-Mitglieder finden. Über 1,5 Millionen Mitglieder sind allein bei den beiden größten Anbietern »Couchsurfing« und »Hospitality Club« registriert. Die User suchen oder bieten Schlafplätze – und oft auch eine fachkundige Anleitung zur Kneipentour.

»Es geht um Völkerverständigung«, sagt die 18-jährige Yael Elad aus Israel

während eines Couchsurfer-Treffens in Barcelona. Der Wahl-Zürcher Vincent, der in den vergangenen drei Jahren fast 100 fremde Gäste in seiner Wohnung beherbergt hat, erklärt seine Motivation so: »Ich möchte, dass die Leute mehr von der Schweiz sehen als Schokolade und Berge«. Vincents Gastgeber, Joan-María Casals aus Barcelona, hat ebenfalls regelmäßig Couchsurfer zu Gast: »Mit vielen habe ich bis heute regelmäßigen Kontakt«, erzählt Joan-María. »Ich hatte schon Mormonen bei mir zu Hause, Juden, Christen, Buddhisten, Muslime: Ich finde das total spannend.« Sein letzter Gast war ein Iraner mitsamt Fa-

milie: »Seine Frau kocht exzellent« – das sagt Joan-María nicht nur, sondern hat es auch als Kommentar auf dem Couchsurfing-Profil seines Besuchers hinterlassen: Wie beim Auktionshaus eBay bewerten sich die Mitglieder gegenseitig, damit künftige Gastgeber und Gäste einander besser einschätzen können.

Vorurteile abbauen und weltweit Freundschaften stiften – das waren die Ziele von Couchsurfing-Gründer Casey Fenton. Sein Projekt begann mit einer Island-Reise: Der Amerikaner Fenton wollte nicht in unpersönlichen Hotels übernachten und fragte per Internet bei den Studenten der



Tragende Rolle: Wer braucht schon Roadies, wenn man die Instrumente selbst schleppen kann? Stephen Taylor und Xania Keane auf dem Bahnhof im belgischen Gent.

schwingende, schwitzende Zweckgemeinschaft zwischen Endorphin-Schub und totaler Erschöpfung. Kra-wattenträgern, ja selbst den Pennern steht der Mund offen. Drinnen spielt die Musik weiter, und das verbliebene Publikum reibt sich die Augen, als die Meute nach 30 Minuten klatschnass zurückkommt. Stephen schnappt sich das Mikro, und Trike spielt den Song zu Ende, als sei nichts gewesen.

Die letzten Monate waren gut für die Band. Beide Musiker wirken versöhnt mit sich und dem Tourleben; der bittere Unterton ist aus Stephens Stimme fast ganz verschwunden. Selbst die Tatsache, dass ein zwischenzeitlich geschlossener Plattenvertrag bereits Stunden nach der Zusage widerrufen wurde, kann die

Sommerstimmung nicht trüben. Nur der Rücken schmerzt noch immer.

Die Krise im Musikgewerbe trifft junge Bands wie Trike besonders hart: Mit dem Wegbrechen des CD-Geschäfts nehmen die Konzerne immer weniger Künstler unter Vertrag. Das Internet wird zur neuen Heimat und Kommunikationszentrale. Mats Wappmann von *Myspace Deutschland* sagt dazu: »Wir sind eine Art Marktplatz, und der einzelne Künstler muss unter all den Marktschreiern auf sich aufmerksam machen: Mit Mails, Bulletins, Kommentaren und Video-Blogs.« Der Musiker als Webdesigner, Tontechniker, Redakteur und PR-Mann in Personalunion. Das permanente Multitasking führt jedoch rasch zur

Überforderung. Auf den Fahrten von Gig zu Gig werden Blogeinträge und Freundschaftseinladungen verfasst, Clubs antelefoniert, Musikvideo-Drehs organisiert. Stephen sagt dazu: »Ich wünsche mir zwei Dinge: einen Manager und ein Label. Ich möchte mich auf neue Songs konzentrieren.« Einstweilen bleibt das ein Wunschtraum.

Im September spielt Trike noch einmal in Hamburg. Das Setting: der alte Industriehafen nahe den Elbbrücken. Das Wetter: saukalt, es ist definitiv zu spät für ein Open-Air-Festival. In Verschlägen hocken Hippies unter Decken und kochen veganes Allerlei. Mmh, lecker. Es beginnt zu regnen, aus einem Ölfass schlagen Flammen. Ein Freiluft-Nachtasyl. Ein guter Ort für Trike! Die Kanadier

haben sich blaue Müllsäcke übergestülpt und warten darauf, dass der Tontechniker die streikende Anlage reanimiert. Nachts um halb drei geht's endlich los: Stephen ist in Bühnenlaune: Beim zweiten Lied steht er mit nacktem Oberkörper vor den 50 Zuschauern.

Es ist eines der letzten Trike-Konzerte dieser Tour. Ein Sommer auf den Straßen Europas geht zu Ende. Doch es gibt gute Nachrichten: Stephen und Xania haben endlich Zugang zu einem halbwegs anständigen Studio. Ein erstes »echtes« Album entsteht. Zu Hause in Kanada soll die fertige Platte an möglichst viele Radiosender gehen. Doch was heißt schon zu Hause: Das Duo sucht eine Wohnung in Berlin, ein Umzug nach Deutschland steht bevor. Xania: »Hier fühlen wir uns daheim.«

Als Stephen gegen halb vier von der Bühne klettert, ist seine Stimme völlig weg; er krächzt wie eine alte Frau. Die Zugabe – eine Ballade à la Trike – erinnerte bereits an einen Halbstarcken im Stimmbruch. Doch die Augen funkeln, das ist sein Abend, sein Publikum.

Eine letzte Frage: »Stephen, was machen die Rückenschmerzen?« Er schaut ratlos, denkt nach. Welche Schmerzen? Dann, plötzlich, setzt er ein breites Grinsen auf und läuft federnden Schrittes herüber zu Xania, die gerade ihre Plastikinstrumente verpackt. Er redet auf sie ein, beide lächeln; und ohne ein Wort zu hören, versteht man sofort: »Weißt du was: Die Schmerzen sind weg!«

Text: Dominik Betz, Cliff Lehen

Universität Reykjavík an, ob sie ihn bei sich aufnehmen würden. Er erhielt über 100 positive Rückmeldungen – und erkannte das Potenzial internationaler Freundschaftsnetzwerke. 2004 ging Couchsurfing.org online. »Beteilige dich daran, eine bessere Welt zu schaffen, Couch um Couch«, heißt es dort seitdem. »Frieden durch Begegnung« lautet ähnlich hochtrabend das Motto des 31-jährigen Hospitality-Club-Gründers Veit Kühne aus Dresden.

Für den Slowaken Micha ist vor allem das Finanzielle reizvoll: »Anders könnte ich nicht reisen«, sagt er, während er für seine Gäste die traditionellen Kartoffelfladen Lokshami zubereitet. »Heute ist Couchsurfing mein Lebensstil.« Er spricht Deutsch mit gewählter Ausdrucksweise; Englisch, Russisch und etwas Ungarisch beherrscht er ebenfalls. Anders als seine Freunde und Verwandten kommt Micha häufig aus seiner Heimatstadt Bratislava heraus: Er reist per Autostopp; dank Couchsurfing

kosten ihn die Übernachtungen ebenfalls keinen Cent.

Der 27-Jährige teilt sich ein Zimmer mit seiner jüngeren Schwester; die Eltern schlafen auf der Ausziehcouch im Wohnzimmer, das von der Küchezeile durch ein Hängeregal abgetrennt ist. Micha kann deshalb nur Couchsurfer aufnehmen, wenn die Arbeitszeiten seiner Eltern es erlauben. Heute ist die Couch frei: Der Vater ist mit seinem LKW unterwegs; die Mutter arbeitet als Krankenschwester. Micha verabschiedet sie mit einem Kuss zur Nachtschicht. Michas Couchsurfing-Gäste sind wohl die einzigen Touristen, die je in den ärmlichen Stadtteil Petržalka kommen, in dem Micha seit seiner Geburt lebt und den er voller Stolz zeigt.

Couchsurfing und der Hospitality Club ermöglichen es, ein Land aus dem Blickwinkel der Einheimischen kennenzulernen. Schon das erste Gastfreundschafts-Netzwerk »Ser-

vas«, 1949 von dänischen Studenten gegründet, basierte auf der Idee, über zwischenmenschliche Begegnungen Frieden zu schaffen. Bis heute knüpfen die Mitglieder mit rund 15.000 Gastgebern in mehr als 100 Ländern ihre Kontakte – allerdings nur offline: Interessierte müssen sich beim Servas-Botschafter ihres Landes persönlich vorstellen und erhalten eine Liste der Mitglieder des Landes, das sie bereisen wollen. Von Servas haben die neuen Internetnetzwerke auch den Ansatz übernommen, den Mitgliedern über die Reisekontakte hinaus gemeinsame Aktivitäten anzubieten. Die Couchsurfing-Community organisiert mit der Unterstützung tausender Helfer regelmäßige Treffen: Kneipengänge, Theaterbesuche, Ausflüge.

Beide Internetplattformen finanzieren sich überwiegend durch Spenden. Bei Couchsurfing.org kann man zusätzlich für 25 US-Dollar seine Daten überprüfen lassen und gilt dann als besonders vertrauenswür-

diger Surfer. »Dies ist keine Datingplattform«, steht in den Statuten der Couchsurfer; auch sonst wird an den Anstand appelliert. Dennoch kam es schon zu Zwischenfällen: In Leeds stand Ende August ein Couchsurfer vor Gericht. Er hatte eine junge Chinesin bei sich aufgenommen und mehrfach vergewaltigt. Daraufhin entbrannte in der Community eine heftige Diskussion über die Sicherheit des Netzwerks. Offensichtlich hatte der Mann schon zuvor Gäste belästigt. Einige Mitglieder erhoben den Vorwurf, die Plattform unterdrücke negative Kommentare, um das Bild einer zufriedenen Reisegemeinschaft nicht zu stören. Couchsurfing hat auf seiner Homepage tatsächlich nicht über den Fall informiert; die Diskussion fand in internen Foren statt.

Auch Diebstähle kamen ans Tageslicht: Paolo aus Birmingham berichtet etwa, er habe gemeinsam mit anderen Couchsurfern einen Dieb ausgemacht, der unter immer neuen

Namen bei verschiedenen Gastgebern abstieg, um sie zu bestehlen. Paolo wurde untersagt, ein Foto des Diebes online zu veröffentlichen, um andere Gastgeber zu warnen: Die Community-Regeln besagen, dass erst gegen einen Surfer vorgegangen wird, wenn zwei unabhängige Polizeiberichte vorliegen. »Der Polizei ist es doch scheißegal, ob mir und anderen 100 Euro fehlen, außerdem wird es keine zwei Polizeiberichte auf denselben Namen geben, wenn der Dieb ständig die Identität wechselt«, empört sich Paolo. »Couchsurfing tut nichts, um zu verhindern, dass der Typ weiter klagt.«

Diesen Zwischenfällen stehen allerdings gleichzeitig auch 2,5 Millionen »positive Erfahrungen« gegenüber, die Couchsurfing in seiner Statistik auflistet. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Couchsurfing-Trip zum Desaster wird, ist also nach wie vor gering.

Text: Annika Müller, Illustration: Dirk Henry